

Wie unsere Rechtschreibung geworden ist

Autor(en): **Röder, Siegfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1987)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421474>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„westdeutsch“ und auch kein „schweizer deutsch“ — die alemannischen dialekte, das ist etwas ganz anderes. Es gibt im deutschen regionale unterschiede, die uns durchaus lieb sein dürfen, die wir aber nicht unbesehen pflegen und verstärken sollten. Schliesslich müssen wir — schweizer und deutsche — uns stärker bewusst werden, dass nicht die eine oder die andere sprachform unbedingt „besser“ oder „moderner“ als die andere genannt werden kann. Unterschiedliche lautung, unterschiedliche schreibung, verschiedene wörter haben nebeneinander platz, sie sind ausdruck des lebens, der weiterentwicklung einer sprache. Wo stur nur noch *eines* richtig ist, stirbt die sprachentwicklung; seien wir froh darüber, dass vorläufig noch der Duden aufzeichnen muss, was die leute sagen, und nicht die leute das sagen müssen, was der Duden vorschreibt.

Anmerkung: Peter Anliker verbrachte einen einjährigen Studienaufenthalt in Mannheim, der vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung ermöglicht wurde. *Schriftleitung*

Wie unsere Rechtschreibung geworden ist

Der deutschen Rechtschreibung alles recht zu machen ist wohl eine Kunst, die niemand vollkommen beherrscht. Schüler bringt es zum Schwitzen, aber auch Erwachsene drückt oft der Schuh der Zeichensetzung, der Ausnahmen und Zweifelsfälle. Die Eltern können ein Lied davon singen und erleben die Rechtschreibung als ein Schulkreuz Nummer eins. Darum haben immer wieder mal Schüler dieser Kulturtechnik den Krieg erklärt. Reformbeflissene riefen immer wieder mal zum Widerstand gegen den „höheren Schwachsinn“ der Rechtschreibung auf und gegen die Regelindiktatur. Sie fordern z. B., daß man künftig etwa „alfabet“, „psüchologi“ und „sümpatisch“ schreibt. Aber, so fragen viele: Welchen Sinn hat tatsächlich das Rechtschreiben in der Zeit der Schreibautomaten und Computer, mit denen man durch Knopfdruck Schrift hervorzaubert? Ist da der Rechtschreibunterricht noch zeitgemäß? Oder ist es ein Relikt aus der schulischen Steinzeit, das Kindern unnötig das Leben erschwert? Wann, von wem und vor allem warum wurden Regeln für das Schreiben der deutschen Sprache überhaupt erfunden?

Die Sprachgeschichte führt uns zuerst in die Zeit der Karolinger. Als man damals, vor gut tausend Jahren, zum ersten Mal

deutsche Wörter auf Pergament schriftlich festhielt, gab es hierfür keinerlei Vorschriften. Die Mönche in den Klosterstuben schrieben so, wie es sich Schüler wünschen mögen: Sie formten einfach mit Buchstaben den Schall der Sprache nach und malten die Wörter, wie sie klangen. Darum wechselte mit der Mundart auch das Geschriebene von Ort zu Ort Aussehen und Gestalt. Texte aus dem Kloster Tegernsee lasen sich anders als die aus St. Gallen, Fulda oder Straßburg. Aber niemand störte das. Diese frühen Texte richteten sich ja nur an die Handvoll Leser in einem Kloster und seiner Nachbarschaft. Erste Schritte zur Überwindung der lokalen Eigenheiten machte das Schriftdeutsch im späten Mittelalter. Damals vereinigten fürstliche Herren kleinen adligen Streubesitz zu großräumigen Flächenstaaten. Die Kanzleien dieser Fürsten oder Herzogtümer mußten jetzt Texte in deutscher Sprache verfassen, die nicht nur von den Nachbarn, sondern in ganz verschiedenen Mundartgebieten verstanden werden sollten. Das ging nur durch den Verzicht auf lokale Besonderheiten und Dialekte. Martin Luthers Bibelübersetzung, geschrieben in der sächsischen Kanzleisprache, gab diesem Prozeß mächtigen Auftrieb. Der früher schon erfundene Buchdruck trug die Texte massenhaft durch ganz Deutschland. Damit war erstmals eine gesamtdeutsche Schreibweise entstanden, verstehbar von der Nordsee bis zu den Alpen.

Die nächsten starken Impulse zur einheitlichen Schriftsprache kamen dann von den Aufklärern des 18. Jahrhunderts. Mit regelmäßig erscheinenden Zeitschriften und Zeitungen wollten sie ihre Ideen bis in die letzten Dörfer verbreiten. Natürlich konnte das weder in Schweizerdeutsch noch in Plattdeutsch geschehen, sondern nur mit einer möglichst überall verständlichen Schriftsprache. Dadurch verloren die Mundarten weiter an Boden und Einfluß. Mitte des 19. Jahrhunderts fallen die binnendeutschen Zollschranken, und es beginnt der industrielle Aufschwung. Die wirtschaftlichen Kontakte und Handelsbeziehungen verdichten sich dadurch sprunghaft. Aber mit dem gesteigerten Güter- und Warenaustausch wurde auch die mundartfreie Verständigung über die Schriftsprache für immer mehr Menschen wichtig.

Noch immer gab es jedoch keine verpflichtenden Vorschriften für die deutsche Schriftsprache. Sie wurde unumgänglich, als Bismarck 1871 Deutschland auch politisch zum Kaiserreich einigte. Nun brach die Stunde des Konrad Duden an. Nach der großen Berliner Rechtschreibkonferenz wurde im Jahre 1902 sein 187 Seiten dickes Regelbuch für den ganzen deutschen Sprachraum verbindlich erklärt. Kaum jemand denkt heute an den jahrhundertelangen Entwicklungsweg, den das geschriebene Deutsch

zurücklegen mußte, ehe sein „geregeltes Leben“ beginnen konnte. Aber es ist wichtig, diesen Hintergrund zu kennen. Man lernt daraus: Die Ordnung unserer Schriftsprache entsprang geschichtlichen Notwendigkeiten. Sie war ein ebenso unaufhaltsamer wie sinnvoller Prozeß, zwangsläufig, nicht umkehrbar.

Selbstverständlich kam dieser Entwicklungsprozeß mit der Erstausgabe des Dudens nicht zum Stillstand. Im Gegenteil. Die Zahl der Menschen, die schriftlich miteinander umgehen müssen, wuchs ständig weiter. Schriftlichkeit durchdringt und beherrscht also unser Leben wie niemals vorher — trotz Telefon, Video- und Bildschirmtext. Wie sehr sich unsere Welt immer stärker „verschriftlicht“, das zeigt eindrucksvoll auch die Berufsstatistik. Sie meldet zwischen 1976 und 1982 in der Bundesrepublik einen Anstieg der Erwerbstätigen um 4 Prozent. Im gleichen Zeitraum steigerte sich jedoch die Zahl der überwiegend mit Schreibtischarbeit Beschäftigten um 23 Prozent. Sie wuchs also sechsmal schneller! Das bedeutet: Es gab 1982 fast eineinhalb Millionen Arbeitsplätze am Schreibtisch mehr als im Jahr 1976. Nur wenigen ist es bewußt, daß etwa jeder vierte Erwerbstätige seinen Lebensunterhalt am Schreibtisch verdient.

Die Büroarbeit dürfte auch weiterhin zu den Wachstumsbranchen zählen. Damit steht fest: Kinder, die heute Rechtschreiben lernen, lernen es nicht für die Schule, sondern für ihre berufliche Zukunft. Sie erschließen sich damit bessere Beschäftigungschancen — übrigens auch in Handwerk und Industrie. Der sichere Rechtschreiber hat bei Stellenbewerbungen mehr Aussichten. Aber nicht nur im Wirtschaftsleben spricht viel für das Rechtschreiben. Weil zu seiner sicheren Beherrschung ein jahrelanger Lernprozeß nötig ist, trainiert man in den vielen Stunden harter Denk- und Übungsarbeit auch Fleiß und Willenskraft.

Um im dichten deutschen Wörterwald geländegängig zu werden, heißt es, beständig auf der Hut zu sein und scharf hinzuschauen, damit Fallen und der Fehlerteufel rechtzeitig erkannt werden. Daneben geht es im Rechtschreibunterricht um Sorgfalt und Konzentration, um logisches Denken und Selbstkontrolle. Wer sich also mit Ernst und Fleiß der Rechtschreibung widmet, der kultiviert gleichzeitig viele geistige Fähigkeiten. Das aber kommt nicht nur dem Deutschunterricht zugute, sondern allen Fächern; denn unsere Schule bleibt nun einmal auf das Wort gestellt.

Gewiß gibt es beim Rechtschreibtraining auch immer Mißerfolge. Dann aber soll man nicht klein beigeben und alles hinwerfen, sondern einen neuen Anlauf für den Ringkampf mit den Regeln nehmen. Das stärkt auch den Widerstandswillen, gibt zuletzt Sicherheit und Selbstvertrauen. Vor einem Kurzschluß sollten wir uns allerdings hüten: Rechtschreiben stellt zwar geistige An-

sprüche, aber es ist kein Barometer für Begabung. Bildung läßt sich nicht an der Zahl der Rechtschreibfehler ablesen.

Legastheniker-Kinder beweisen, daß Rechtschreibschwäche mit normaler oder sogar hoher Intelligenz durchaus Hand in Hand gehen kann. Und noch ein Trost: Die alte Weisheit „Nobody is perfect“ (Kein Mensch ist vollkommen) gilt auch für das Rechtschreiben. Es absolut beherrschen zu wollen ist ein Wunschtraum. Mit allen Dudenregeln und Ausnahmen wäre selbst ein gutes Gedächtnis überfordert. Zum Haus- und Alltagsgebrauch genügt die Beschränkung auf das Wichtigste. Alles übrige schlägt man im Duden nach — und der darf nun mal nicht fehlen!

Siegfried Röder

Späte Einsicht

Schulleitung und Professoren der ETH diskutierten im vergangenen Spätherbst über die Allgemeinbildung der ETH-Studenten. Man stellte fest, daß es um diese Allgemeinbildung elend bestellt ist. Es gilt der Gefahr vorzubeugen, daß am Ende nur noch scheuklappenbewehrte Fachidioten herangezüchtet werden. Die allgemeinbildenden Freifächer, hieß es, würden von den Studenten miserabel besucht. Besonders schlimm stehe es aber um das Hochdeutsch. In Arbeitsberichten erwiesen sich die schriftsprachlichen Fähigkeiten der Studenten oft als völlig ungenügend. Viele Studenten seien nicht mehr fähig, ihr Wissen und Denken korrekt auf deutsch zu formulieren.

Wir sind also soweit! Hochschulabsolventen können kein richtiges Deutsch mehr. Wenn einer schon vor Jahren und Jahrzehnten vor dieser Entwicklung gewarnt hat, nannte man ihn spöttisch eine „Kassandra“ — und dies zu Recht! Das war ja gerade das tragische Schicksal von Cassandra, daß ihre Prophezeiungen niemand ernst nahm.

Kassandra war eine Tochter des Königs Priamos von Troja. Der Gott Apollo verliebte sich in sie und versprach ihr hellseherische Gaben, wenn sie seine Liebe erwidere. Als aber Cassandra seine Werbung schließlich zurückwies, strafte der Gott sie damit, daß kein Mensch mehr ihren Weissagungen Glauben schenkte. Sie warnte die Trojaner vor Paris und Helena und vor dem hölzernen Pferd. Vergeblich. Niemand hörte auf sie. Bis Troja in Schutt und Trümmern unterging. Aber da war es zu spät.

Heute möchte man dem ETH-Professor wie Feldmarschall Illo zu Beginn des ersten Aktes von Schillers „Piccolomini“ dem